

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

## Frauen und die Stunde Null

Frauenalltag bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit

*Dr. Andrea Hoffend*

### **Ein Beitrag aus der Tagung:**

Die Stunde Null und die Frauen

Erfahrungen von Frauen bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit

Bad Boll, 15. – 17. April 2005, Tagungsnummer: 530605

Tagungsleitung: Beate Sorg-Pleitner, Sabine Habighorst, Elfriede Dehlinger

---

### **Bitte beachten Sie:**

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2005 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll

Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll

# Frauen und die Stunde Null

## Frauenalltag bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit

*Dr. Andrea Hoffend*

### Gab es eine deutsche *Stunde Null*?

Über *Frauenalltag bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit* soll hier zu handeln sein, also über die Lebenssituation, das Erleben und Überleben von Frauen in einer der größten Umbruchphasen der jüngeren deutschen Geschichte – einer Umbruchphase, die Zerstörungen und Wanderungsbewegungen gigantischen Ausmaßes hervorgebracht hat. Das Wort von der *Zusammenbruchgesellschaft* bringt diesen Prozess auf den Punkt.

Die zeitlichen Grenzen dieser Umbruchsituation freilich sind nach hinten, vor allem aber nach vorne hin fließend: Der Alltag jener Menschen, die nicht an der Front waren – der Frauen vor allem –, änderte sich genau in dem Maße, in dem seit 1942 der von Deutschland entfesselte Krieg mehr und mehr auf Deutschland zurückschlug. Für eine rapide steigende Zahl deutscher Zivilisten und vor allem Zivilistinnen ergab sich damit bereits mitten im Krieg eine Situation zumindest des individuellen Zusammenbruchs. Und wenn man als ein konstituierendes Merkmal der hier im Fokus stehenden Umbruchphase Angst und Ungewissheit begreift (und zwar wohlgerne die Angst und Ungewissheit nun mit einem Mal des überwiegenden Teils der Bevölkerung und nicht, wie bisher, nur der vom nazistischen Terror-Regime Bedrängten und Bedrückten), dann muss man den Beginn dieser Umbruchphase noch weiter zurückverlagern, nämlich im Grunde bis zum Kriegsbeginn, als die ersten Gestellungsbefehle ihre Adressaten erreichten.

Inhaltlich gesehen wiederum waren die Grenzen des Umbruchs bei Lichte betrachtet wesentlich enger, als gemeinhin angenommen, und der Begriff *Stunde Null* kann in diesem Sinne für uns Heutige allenfalls ein Hilfskonstrukt sein: insinuiert er doch, dass es eine für die gesamte Gesellschaft gemeinsame und gleichzeitige Zäsur gegeben habe, ein kollektives *Pausenzeichen der Geschichte*. Und er insinuiert, dass in dieser Pause eine Situation geschaffen worden sei, in der die Karten der deutschen Geschichte und der Deutschen selbst quasi gänzlich neu gemischt worden seien. Beides aber war nicht der Fall.

Lassen wir hierzu Marianne Meyer-Krahmer zu Wort kommen, eine Tochter des 1944 ermordeten Widerstandskämpfers Carl Goerdeler: „Die ‚Stunde Null‘ könnte nur eine Kurzformel für Geschichtsbücher sein. Weder das kollektive noch das individuelle Bewusstsein kennt diese Zäsur. Wohl mag es Tage geben, an denen wir eine neue Seite im Buch unseres Lebens aufschlagen, wenn wir an einem neuen Ort, mit einem neuen Berufsabschnitt beginnen. Immer aber begleitet uns unsere Vergangenheit. Sie begleitet uns nicht wie ein sanft dahinfließender Strom, unabhängig von unserem Dasein. Oft kann sie sperrig sein, diese Vergangenheit, dem naiven Sich-Erinnern widerstehen.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Marianne Meyer-Krahmer: *Aus der Sippenhaft in eine ungewisse Freiheit*. In: *Die Stunde Null. Erinnerungen an Kriegsende und Neuanfang*. Hg. Von Gustav Trampe. Stuttgart 1995, S. 103- 118, hier S. 111.

Und auch Annemarie Renger, die als Tochter aus sozialdemokratischem Elternhaus ähnlich wie Marianne Meyer-Krahmer – aber anders als der überwiegende Teil der Deutschen – das Kriegsende als eine Befreiung erlebte, stellt den Begriff in Frage: „In den ersten Monaten nach Kriegsende waren viele Menschen auf der Suche nach einem neuen Anfang. Aber eine Stunde Null gab es nicht, weder geistig noch politisch, noch materiell. Die Geschichte hatte sich in grausamer Konsequenz erfüllt. Die Mehrzahl der Deutschen hatte sich in der Zeit der Weimarer Republik gegen die Demokratie entschieden, die Folgen davon waren katastrophal. Dennoch, so sehr ich auch eine unerträgliche Wut auf die Nazis hatte: Es musste für unser Volk einen Neubeginn geben, und dazu wollte ich meinen Teil beitragen. [...] Ein ‚Aufarbeiten der Geschichte‘ mit leerem Magen und in Trümmern konnte schwerlich stattfinden. Aber eines war klar: die ganze Gesellschaft musste erneuert werden.“<sup>2</sup>

In der Tat: Die Gesellschaft wurde erneuert – im Westen anders als im Osten –, aber sie wurde eben auch und vor allem auf der Ebene des politischen Systems erneuert bzw. – im Westen – in großen Teilen eben auch wiederhergestellt. Hierzu am Ende dieses Vortrags mehr. Bei näherem Hinsehen also beschränkte sich die für alle kollektiv erfahrbare Zäsur im Wesentlichen darauf, dass keine kriegerischen Handlungen mehr stattfanden, keine Bomben mehr fielen, kein Tieffliegerbeschuss mehr zu befürchten stand, deutsche Soldaten und SS-Einheiten entwaffnet waren und die staatliche Souveränität nun fürs Erste in den Händen eines Besatzungsregiments lag, womit sich in weiten Teilen des zusammengebrochenen Deutschen Reiches freilich neue Bedrohungen und Gefahren – wohlgemerkt nicht nur für ehemalige PGs, sondern zum Teil gänzlich unabhängig von individueller Schuld und Verstrickung – ergaben.

Wie er- und überlebten Frauen diese Jahre? Worin unterschied sich ihr Alltag in dieser Zeit zum einen von ihrem vorherigen Alltag, zum anderen von dem der Männer – genauer: vom Alltag jener Männer, die aufgrund ihres Alters, ihrer Kriegsuntauglichkeit oder einer UK-Stellung bei Kriegsende überhaupt zuhause waren, sich mit ihren Familien gemeinsam auf der Flucht oder in einem neuen, unbekanntem und oft feindlichen Umfeld befanden? Gab es für die Frauen wo nicht eine reale, so doch eine kollektive *Stunde Null*, und wenn ja: wie haben sie sie genutzt?

Wie in fast allen Kriegen, so auch gab es auch in diesem Zweiten Weltkrieg ein alle Frauen nahezu ausnahmslos einigendes Band: die Angst, und zwar die Angst um die Männer, die im Krieg waren – Söhne, Brüder, Ehemänner und Verlobte. Auch und gerade in diesem Sinne war die *Stunde Null* für die meisten keine wirkliche Stunde, denn auch wer nicht bereits während des Krieges die Todesnachricht eines solchen geliebten Menschen erhalten hatte, wusste auch bei der Kapitulation nicht, ob und wenn ja: wann sie ihn wirklich wieder sehen würde, auch wenn die Wahrscheinlichkeit nun gewachsen war.

Ein kleines Pausenzeichen hat demgegenüber für sich ganz persönlich die Schriftstellerin Luise Rinser ausmachen können: „Schwer“, so Rinser, „waren die Jahre 1941 bis zum Mai 1945 [für sie und ihren Mann Jahre existenzieller politischer Verfolgung, AH]. Schwer waren auch die zwei, drei Jahre nach dem Krieg: wir hungerten, froren, litten wie alle. Aber schön war die Zeit dazwischen: der Frühsommer 1945.“<sup>3</sup>

Dies genau ist ein Motiv, das in vielen Berichten von Frauen wie Männern auftaucht: das schöne Wetter im Frühjahr und im Sommer 1945 – einem Jahrhundertssommer, der, eine kleine Ironie der Ge-

<sup>2</sup> Annemarie Renger: *Die Trümmer in den Köpfen der Menschen*. Ebenda, S. 225-233, hier S. 230f.

<sup>3</sup> Luise Rinser: *Zwischen den Zeiten*. In: *Das Jahr '45*. Dichtung, Bericht, Protokoll deutscher Autoren. Hg. Von Hans Rauschnig. München 1985, S. 215-222, hier S. 215.

schichte, denn ja auch einen Spitzenwein hervorbringen sollte: „[...] gleich mir erinnern sich viele daran, wie schön dieser Frühling war, so, als hätten wir für alles Leid entschädigt werden sollen“, so auch Oda Schaefer, die Ehefrau des Schriftstellers Helmut Lange.<sup>4</sup>

Andere freilich erlebten dasselbe Phänomen ganz anders: in Form einer extremen Spannung – einer Spannung zwischen äußerer Schönheit der Natur auf der einen und Tod, Hunger und Zerstörung auf der anderen Seite. Denn Leben und Erleben von Frauen in dieser Phase waren je nach Lebensumfeld und Region, in wenn auch eingeschränkterem Maße als sonst partiell natürlich weiterhin auch nach Schichtzugehörigkeit und finanziellen Möglichkeiten völlig unterschiedlich:

Großstädterinnen machten im Krieg wie auch hernach in der Regel ganz andere Erfahrungen als Landbewohnerinnen (Stichworte: Bombenkrieg, Ernährungssituation).

Mütter jüngerer Kinder standen vor einer anderer Situation als Frauen, die im Wesentlichen nur für sich selbst zu sorgen hatten (Stichworte: Ernährungssituation, *Ernährerrolle*)

Jüngere Frauen, die auf die Rückkehr eines Lebenspartners hoffen konnten, waren in einer anderen Situation als Frauen gleichen Alters, die nicht gebunden waren, und in einer ganz anderen Situation als jene, die bereits genau wussten, dass der Mann *im Krieg geblieben* war.

Frauen, die sich mit den Ihren auf der Flucht befanden, standen jene gegenüber, die zumindest in ihrer Heimatregion oder gar in ihrem vertrauten Lebensumfeld verblieben waren und verbleiben konnten. Andererseits: Was hieß in den zerstörten deutschen Städten damals schon vertrautes Umfeld? Klaus Mann hat geschildert, wie er sich 1945 in der eigenen Heimatstadt nicht mehr hat orientieren können – auch dies ein Verlust von Heimat.

Freilich befanden sich auch dort wiederum, in den Städten, die Ausgebombten, die alles Hab und Gut verloren und nur das nackte Leben gerettet hatten, in einer ganz anderen Situation als jene, deren Wohnung unversehrt geblieben war und die allenfalls einige Zimmer an Ausgebombte abtreten mussten – eine Notwendigkeit, der sich trotz der über ein Jahrzehnt lang von der NS-Propaganda so lautstark besungenen *Volksgemeinschaft* allerdings entzog, wer immer konnte.

Nach dem Einmarsch der alliierten Truppen unterlagen im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands die Menschen ganz anderen Gefahren und Bedrückungen als in der britischen, der US-amerikanischen, mit Einschränkungen aber auch der französischen Besatzungszone. Jüngere Frauen betrifft dies in ganz besonderem Maße: Waren sie im von den Sowjettruppen, zum Teil aber auch im von französischen Truppen eroberten Gebiet in hohem Maße von Vergewaltigung bedroht und betroffen, so sahen sich ihre Alters- und Geschlechtsgenossinnen in der US-amerikanischen Zone einer völlig anderen, besseren Situation gegenüber, und viele von ihnen nutzten die Möglichkeiten und Vorteile ihres Geschlechts – Stichwort *Ami Liebchen* –, sich und die eigene Familie in schwieriger Zeit über die Runden zu bringen.

Auch über diese frauenspezifischen Faktoren hinaus existierten eklatante Unterschiede selbst zwischen den einzelnen westlichen Besatzungszonen: In einer frühen Art vergleichender Zonenkunde etwa hat Alfred Andersch am Jahreswechsel 1946/47 die Stagnation, Kulturlosigkeit und Apathie, welche im von den Briten besetzten Ruhrgebiet herrsche, der völlig anders gearteten Situation und Stimmung in der US-amerikanischen Zone gegenübergestellt. Noch langsamer gingen die Uhren in jenen Landesteilen, welche entweder sogleich von den Franzosen besetzt oder aber ihnen nach nur zweimonatiger Besatzung durch die US-Amerikaner abgetreten worden waren. In meiner Heimatregi-

---

<sup>4</sup> Oda Schaefer: *Letzte Fahrt durch Deutschland*. Ebenda, S. 22-31, hier S. 29.

on, der ehemaligen Kurpfalz, stießen diese zonalen Gegensätze in besonders drastischer Weise aufeinander: Wenn man die notdürftig wieder hergestellte Rheinbrücke zwischen den schwer zerstörten Schwesterstädten Mannheim und Ludwigshafen (und damit eben zugleich zwischen US-amerikanischer und französischer Zone) überquerte, was allerdings nur unter höchst erschwerten Bedingungen möglich war, nämlich mit Passierschein etc., so war es nach dem einhelligen Urteil aller Zeitzeugen, als tauche man in eine andere Welt ein.

Natürlich – es wurde eingangs bereits angedeutet – war auch das subjektive Erleben des Einmarschs der alliierten Truppen sehr unterschiedlich: Eine Frau, die Gegnerin oder gar Verfolgte des Regimes gewesen war bzw. sich gegen dieses resistent gehalten hatte, empfand den endgültigen Zusammenbruch des Nazi-Regimes anders als eine Frau, die dieses Regime niemals in Frage gestellt hatte und den von Deutschland 1939 entfesselten Krieg für eine im Grundsatz gerechtfertigte und angemessene Sache hielt, eine Mitläuferin oder Täterin. Dennoch waren wohlgemerkt auch für die geistig-moralisch nicht *gleichgeschalteten* Frauen mit dem Kriegsende die Ängste und Probleme zumeist noch nicht ausgestanden, neue Ängste und Probleme traten hinzu.

## Abschied, Trennung, Angst und Verlust, Hunger, Kälte, Mangel und Not

Abschied, Trennung, Angst und Verlust waren kollektive Erlebnisse, die nicht nur während des gesamten Krieges, sondern auch noch hernach in wenn auch jeweils unterschiedlicher Form und unterschiedlichem Ausmaß in jeder Familie begegneten. Wenn kein Mann und kein Sohn *im Feld standen*, so waren es doch zumindest Freunde und nahe Verwandte, um die man bangte. Zur Angst um die Angehörigen gesellte sich die Angst zunehmend auch um das eigene Leben, die Angst vor Bombenangriffen und Tieffliegerbeschuss, die Angst vor den *Besatzern*. Millionenfach sollte der Abschied, den man hatte nehmen müssen, ein Abschied für immer sein: von Menschen, von Orten und Dingen, von Heimat – denn der Zweite Weltkrieg sollte nicht zuletzt ja auch eine Völkerwanderung gigantischen Ausmaßes hervorbringen.

Gegen Ende des Krieges bereits hatte sich die Ernährungssituation in Deutschland rapide verschlechtert, nach Kriegende sodann sollte sie vielfach dramatische Ausmaße annehmen. *Der schreckliche Friede – Hunger statt Bomben*, so ein in jenen Jahren kursierender Spruch. Denn auf legalem Wege, also mit dem, was ihm qua Lebensmittelmarken zugestanden wurde, verfügte ein erwachsener städtischer Normalverbraucher nur über rund 1.000 Kalorien pro Tag und weniger. Sich irgendwoher zusätzliche Nahrung zu beschaffen, war somit unumgänglich: auf dem Schwarzmarkt, durch *Hamsterfahrten* aufs Land in heillos überfüllten Zügen, durch heimliches *Stoppeln* auf den Feldern oder aber durch den Versuch, irgend entbehrliche Gegenstände bei Bauern gegen Nahrungsmittel einzutauschen. Manch eine Bauersfamilie hat sich auf diese Weise in jenen Jahren eine ausgedehnte Teppichkollektion und mannigfache andere Luxusgüter erwirtschaftet.

Wer engere familiäre Verbindungen zu Landwirten unterhielt, konnte sich glücklich schätzen. Aber auch gute Kontakte zu *Besatzern* – und zwar wohlgemerkt durchaus auch nichtsexueller Art – halfen vor allem in der US-amerikanischen Zone vielen Menschen über die schlimmste Not, ebenso wie ab dem Sommer 1946 dann CARE-Pakete und Kinderspeisungen.

In den klirrenden Nachkriegswintern machte darüber hinaus aber auch der eklatante Mangel an Brennmaterial den Menschen existenziell zu schaffen. Das *Koblenstoppeln* und –organisieren wurde zum Existenzkampf, Tausende erfroren.

Not macht erfinderisch – diese Binsenwahrheit galt für die Jahre nach dem Krieg in besonders hohem Maße: sei es mit Blick auf die Kleidungsstücke, die jede Frau, die irgend Zugang zu einer Nähmaschine hatte, aus ausgedienten Uniformen und anderem zauberte, sei es mit Blick auf die Ernährung: Muckefuck, Brennesselsalat und Kürbisschnitzel – in den meisten deutschen Familien kursieren bis auf den heutigen Tag die Geschichten von all den behelfsmäßigen Nahrungsmitteln, die man, um sich des schlimmsten Hungers zu erwehren, in jenen Jahren bis zum Überdruß und mit einer solchen Ausschließlichkeit verzehrte, dass man hernach zeitlebens davon bedient war.

Den Überlebenden in schlimmer Erinnerung geblieben sind insbesondere der *Hungerwinter* 1946/47 mit zahlreichen Hunger- und Kältetoten, aber auch die machtvollen Hungerdemonstrationen, die sich nach drastischen Kürzungen der Lebensmittelrationen in den Monaten unmittelbar vor der Währungsreform Bahn brachen. Frauen, die ja in besonderem Maße für die alltägliche Ernährung ihrer Lieben verantwortlich zeichneten, exponierten sich in diesem Rahmen in einem Maße, das weit über ihr sonstiges gesellschaftliches Engagement hinausging. So zogen etwa im Mai 1948 mehrere 1.000 Frauen demonstrierend durch die Münchner Innenstadt, und einige versuchten sogar das Landwirtschaftsministerium zu stürmen.

Trotz der hier skizzierten Kollektiverlebnisse nahm sich der deutsche Frauenalltag um 1945 je nach Lebenssituation doch sehr unterschiedlich aus – inwiefern, das soll im Folgenden etwas näher beleuchtet werden:

## Die Landbewohnerin

Auf dem Land war oft noch bis kurz vor Kriegsende vom Krieg wenig zu spüren gewesen. Freilich: Die Frau, die einen Hof zu bewirtschaften hatte, beklagte bei der Einberufung von Ehemann und Söhnen nicht nur die Gefahr, denen die männlichen Familienangehörigen ausgesetzt waren, sondern zugleich auch deren Ausfall im Stall und auf dem Feld und stand vor der Frage, wie sie die Arbeit nun allein oder mit Töchtern und jüngeren Söhnen bewältigen sollte. Unter allen Bevölkerungsgruppen waren die Bäuerinnen sicherlich diejenige, die häufig bereits während des gesamten Krieges schwerer und schwerster Arbeitsbelastung ausgesetzt war. Als im Zuge der Okkupation anderer Länder schließlich sogenannte *Fremdarbeiter* als Helfer auf den Höfen zugeteilt wurden, brachte dies für die Bäuerinnen zwar zum Teil neue Probleme, aber auch neue Formen der Verantwortung mit sich. Wer sich – was durchaus keine rare Ausnahme gewesen sein soll – der Verantwortung für diese versklavten Menschen stellte, wurde bei Kriegsende häufig genug unmittelbar dafür entlohnt:

Vor allem im polnischen und im sowjetischen Einflussbereich nämlich waren es häufig die *Fremdarbeiter*, die sich dann in gefährlichen Situationen schützend vor ihre Bauersfamilien stellten. In Ost wie West stellte die *Stunde Null* und die damit verbundene Befreiung der Arbeitssklaven die Bäuerinnen nun zumeist abermals vor die Frage, wie die Feldarbeit fortan zu bewältigen sei. Wurden sie in der Sowjetisch Besetzten Zone (SBZ) auch gegen ihren eigenen Willen zwangsrepatriert, so passierte es in den Westzonen allerdings nicht selten, dass sie freiwillig blieben.

Dass nach dem Krieg die bäuerliche Bevölkerung im Angesicht des Hungers breiter Massen in einem unschätzbaren Vorteil war, wurde bereits erwähnt. Dass viele Bauern und Bäuerinnen diesen Vorteil in oft übermäßigem Maße auszunutzen wussten, ist eine Alltagserfahrung, die von vielen Städterinnen kolportiert worden ist.

## Die Großstädterin

Für die Großstädterinnen war seit dem Beginn der Bombenangriffe auf deutsche Städte zur ständigen Angst um Männer, Söhne, Brüder, Väter nun auch die um das eigene Leben und um das von Kindern, Eltern und anderen Verwandten getreten. Dies betraf auch jene Städte, die zunächst noch nicht von Bombardierungen betroffen waren: Wer bei einem Fliegeralarm nicht bei seinen Lieben war, sondern getrennt von ihnen – etwa in der Schule – im Keller oder Bunker saß, litt fürchterliche Ängste nicht nur um das eigene Leben, sondern auch um das ihrer Angehörigen. Egal aber ob im fremden oder eigenen Keller: Die jahrelange Todes- und Verlustangst der Großstadtkinder, die in jungen und jüngsten Kindesjahren gemachte Erfahrung von Tod und Zerstörung und die mangelnde Verarbeitung all dieser traumatisierenden Erlebnisse wäre ein ganz eigenes Thema. Hier aber sei an die Mütter erinnert, die in solchen Momenten etwa mit den Kleinen und den während eines Fronturlaubs des Ehemanns gezeugten Kleinsten – auf dem Schoß oft stundenlang im Keller ausharrten.

Angesichts des Fronteinsatzes der Männer waren es eben auch die Frauen, die Fertigkeiten im Brandschutz entwickeln mussten. Ich muss in diesem Zusammenhang an meine Großmutter väterlicherseits denken, die in Berlin den Bombenhagel von Anfang an durchlitten hatte und nach der eigenen Ausbombung bei ihrem Bruder und dessen Frau in Dresden untergekommen war. Ihren Mann, der zu alt für den Kriegsdienst, aber dienstverpflichtet war, hatte sie in Berlin zurückgelassen, die beiden siebzehnjährigen Zwillingssöhne waren nach abgelegtem *Notabitur* eingezogen worden (nur einer der drei übrigens – mein Vater – sollte überleben). Diese Frau nun, die ich später als eine äußerst verzärtelte und kränkelnde Person kennen lernte, tat sich bei dem großen Fliegerangriff auf Dresden im Februar 1945 nach den einhelligen Urteil aller Hausbewohner – darunter meine andere Großmutter, die ihr ansonsten durchaus nicht wohl gesonnen war! – in geradezu heldenhafter Weise als Organisatorin der Brandbekämpfung in ihrem unmittelbaren Wohnumfeld hervor. Sie, die Berlinerin, war ja der einzige *Löschprofi* innerhalb der Hausgemeinschaft aus Frauen und wenigen älteren Männern, und dieser bittere Erfahrungsschatz muss ihr in der Situation unmittelbarer Gefahr wahre Flügel verliehen haben.

Tod und Zerstörung waren für die Menschen in den Großstädten mit zunehmender Dauer des Krieges zur fast schon normalen Erfahrung geworden. Viele standen nach der Ausbombung wortwörtlich vor dem Nichts, zumal sich das öffentliche Katastrophenmanagement zunehmend als chaotisch und völlig unzulänglich erwies. Günstigstenfalls konnte man bei Verwandten unterkriechen und dort das notdürftigste Hausgerät zusammenstoppeln, möglicherweise auch bekam man ein Zimmerchen bei fremden Leuten, oft in beengtesten Verhältnissen, zugewiesen, ungünstigstenfalls musste man in primitivsten Notunterkünften, in Bunkern oder sogar in mit Trümmermaterial notdürftig überdachten Erdlöchern hausen.

Für Menschen mit solchem Schicksal fand eine ganz andere *Stunde Null* bzw. fanden, da nicht wenige gleich mehrfach ausgebombt wurden, zum Teil mehrere *Stunden Null* schon lange vor dem Frühjahr 1945 statt, denn ihnen fehlte es mit einem Mal an allem: an Kleidung, an Betten, Bettzeug, Decken, an Ess- und Kochgeschirr, von sonstigem Mobiliar gar nicht zu reden. Und es waren zumeist die Frauen, die in dieser prekären Situation eine ganze Familie über Wasser halten mussten – dies vielfach über Jahre, vereinzelt sogar über ein Jahrzehnt. Als *Hüterin des Herdes* und diejenige, die nach landläufiger Vorstellung für ein gemütliches Heim zu sorgen hatte, waren sie, die Frauen, auch in dieser Hinsicht von einem ganz besonderen Verlust betroffen, der über den materiellen weit hinausging. Marie-Elisabeth Lüders, die große alte Dame des deutschen Nachkriegsliberalismus, hat genau diesen Aspekt auf dem FDP-Bundesparteitag des Jahres 1952 auf den Punkt gebracht: „Wer“, so fragte sie, „ist

denn vor allem heimlos, meine Herren? Heimlos ist in erster Linie diejenige, die so gern an Heim und Herd verwiesen wird und ihn heute nicht mehr hat. Das sind die Frauen und mit ihnen die Kinder.“<sup>5</sup>

Ein anderes Phänomen war das der vielfach freiwillig, seit 1943 dann aber auch von den Behörden gelenkten *Umquartierung* von Stadtbewohnern und -bewohnerinnen, die nicht unmittelbar für den Produktionsprozess gebraucht wurden, so neben Alten vor allem natürlich Frauen mit kleinen Kindern. Zumeist wurden sie ins Umland, zum Teil aber auch in weiter entfernte Gebiete des *Altreichs* evakuiert. Auch dies aber vollzog sich vielfach sehr improvisiert und in beengten Verhältnissen. Gut-situierte waren auch in dieser Hinsicht besser dran: Wer Verwandte auf dem Land oder sogar einen Zweitsitz, ein Landhaus besaß, kroch unter in der Regel besseren Bedingungen dort unter.

Die *Kinderlandverschickung* der größeren Kinder im Klassenverband war insofern ein Trost für die in den Städten zurückbleibenden Mütter, als sie ihren Nachwuchs nun in größerer Sicherheit wussten; dennoch wurde sie vielfach von beiden Seiten als schmerzhaftes Trennung erlebt, und in den Landgemeinden, in die sie verfrachtet worden waren, wurden die Stadtkinder häufig als Wesen von einem anderen Stern erlebt.

Evakuierungen und Kinderlandverschickung sollten zusammengenommen bis Kriegsende neun bis zehn Millionen Menschen betreffen, so dass in den zerstörten Großstädten bei Kriegsende nur noch ein Bruchteil der Vorkriegsbevölkerung lebte. Wie auch und gerade in den derzeit vielfach zu lesenden Erlebnisberichten von Frauen übereinstimmend zu lesen ist, bedeutete die *Stunde Null* für die am angestammten Ort verbliebene oder an ihn zurückgekehrte Großstädterin vor allem, keine Angst mehr vor Bombenangriffen haben zu müssen. Andere Ängste freilich waren geblieben, neue kamen hinzu, und das Ertönen einer Sirene, „dieses schauerliche Heulen der Verzweiflung“<sup>6</sup>, hat viele, die es im Krieg erlebt hatten, noch Jahre und Jahrzehnte später, wenn nicht zeitlebens in innere Panik versetzt.

## Die Verfolgte oder/und Widerstandskämpferin

Für all diejenigen Männer und Frauen, die das Kriegsende in Lagern, Gefängnissen oder Verstecken erlebten, stellte dieses eine Befreiung von meist jahrelanger Unterdrückung und Todesangst dar. Lassen wir in diesem Zusammenhang noch einmal Luise Rinser zu Wort kommen. Eindrücklich hat die Schriftstellerin die *Zwischenzeit* in den letzten Kriegswochen geschildert, in der sich wie sie viele Bedrückte zwischen Hoffen und Bangen bewegte. Vom berüchtigten Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, war sie aus dem Gefängnis entlassen worden und lebte in einem kleinen Dorf in Oberbayern. „So war ich denn wohl gerettet. Ich konnte es noch nicht glauben. Noch bekam ich zitternde Hände und weiche Knie, wenn ein Mann, irgendeiner, ein noch so harmloser, mit einer Aktenmappe oder auch nur forschen Schrittes auf mein Häuschen zukam; und noch hatte ich den ‚deutschen Blick‘, jenes furchtsame Schielen nach rechts und links und hinten, wenn mir irgendein Wort entschlüpfte, das dem Vokabular der *résistance* entstammte. Ich lebte wie auf Zehenspitzen, wie auf der Flucht, ich lebte wie im Traum; das so unerwartet wiedergeschenkte, das schon fast verwirkte Leben, es war noch nicht wieder mein Besitz, war nur eine unsichere Leihgabe, konnte jeden Augenblick, ja im allerletzten

<sup>5</sup> Dr. Marie-Elisabeth Lüders auf dem FDP-Bundesparteitag 1952, zit. nach Ingrid Langer: „Wir Männer vertreten die politischen Interessen der Frauen viel besser als die Frauen selbst.“ *Die Situation hessischer Politikerinnen in der ersten Nachkriegszeit*. In: S. „Ein Glücksfall für die Demokratie“. Elisabeth Selbert (1896-1986). *Die große Anwältin der Gleichberechtigung*. Hg. von der Hessischen Landesregierung. Frankfurt a.M.1999, S. 208-238, hier S. 220.

<sup>6</sup> Schaefer, S. 28.



Augenblick noch verloren sein, solange Krieg war, und es war noch immer Krieg; in unserm Winkel war sogar noch recht intensiv der Krieg, rund um Berchtesgaden, um den Obersalzberg, in diesem äußersten Winkel, in den die SS sich zusammengedrängt fand und sich verbissen in den Tod manövrierte und uns alle gern dorthin mitgenommen hätte. So lebte ich denn noch immer in der Gefahrenzone, aber doch frei, doch in der Nähe des offenen Tores der Hoffnung. Dieses Leben, unsicher, schwebend zwischen den Wirklichkeiten, war seltsam herrlich und mir ganz gemäß. Mager war ich, halb verhungert von der Gefängniszeit her, nicht mehr recht gesund, und wie eine Landstreicherin sah ich aus, das Leben im Gefängnis verwildert einen; aber ich lebte, ich lebte, und jeder Augenblick war eine Danksagung.“<sup>7</sup>

Nachdem sie in ihre angestammte Heimat Ostpreußen nicht zurück konnte und in das zerbombte Leipzig nicht zurück wollte, bezog die Familie Carl Goerdelers im Sommer 1945 ihr kleines Anwesen in einem schwäbischen Dorf. Hierzu nochmals Marianne Meyer-Krahmer: „Was wir als Befreiung erlebten, empfanden viele Menschen, die uns umgaben, als demütigende Niederlage. Und unter dem Schutz ‚der Feinde‘ waren wir in das Dorf gekommen! Nun waren wir nicht mehr getragen von der Schicksalsgemeinschaft der politisch Verfeimten des Konzentrationslagers. Nun begriffen wir, dass uns diese Gemeinschaft vor einer Außenwelt geschützt hatte, die mit dem Selbstopfer unseres Vaters und seiner Freunde nichts im Sinne hatte. [...] Sollte dies die ‚Stunde Null‘ gewesen sein, so war sie es – bitter noch heute – als ein Tiefpunkt unseres seelischen Lebens. Wir hatten erwartet, mit Trost für erduldetes Leid empfangen zu werden; wir hatten auf Dankbarkeit und Verehrung für den Vater und alle Menschen, die Deutschland hatten retten wollen, gehofft.“<sup>8</sup>

## Der weibliche Flüchtling und die Vertriebene

Mit dem Vorrücken der Roten Armee nach Westen setzte seit dem Jahreswechsel 1944/45 die Flucht von circa vier bis fünf Millionen Menschen aus den deutschen Ostgebieten und aus Ostmitteleuropa, aber durchaus auch aus Mitteldeutschland nach Westen ein. Gemeinsames Ziel aller: nicht *den Russen* in die Hände fallen, von deren wirklich und angeblich vollbrachten Gräueltaten die Nazi-Propaganda im Interesse des Durchhaltens um jeden Preis nicht müde geworden war zu berichten, sondern sich *zum Amerikaner* oder bis *zum Tommy* durchzuschlagen. Die Menschen in den jetzigen Flucht- und den späteren Vertreibungsgebieten hatten bis dahin vielfach wie im Frieden gelebt. Sehr lange vom Bombenkrieg verschont geblieben, waren sie nun auf die improvisierte Flucht umso weniger vorbereitet, vielfach auch waren sie im Interesse einer Steigerung der Kampfeslust bis zum letzten Moment an der Flucht oder auch nur an deren Vorbereitung gehindert worden, Räumungsbefehle vielfach völlig verspätet ergangen.

Im Wesentlichen war diese massenhafte Fluchtbewegung ein Treck der Frauen, denn in den Elendszügen waren sie es zumeist, die die Verantwortung für sich, ihre Kinder und Alten oder gar für eine ganze Dorfgemeinschaft zu tragen hatten. Aufgrund der mörderischen Kälte, in der dieser winterliche Aufbruch erfolgte, erfroren vor allem viele kleine Kinder, aber auch Alte waren den Strapazen der oft abenteuerlichen Flucht vielfach nicht gewachsen. Das Tauwetter im Februar und März verwandelte die Wege in Schlammfelder und brachte damit neue Erschwernisse und Gefahren für all die vielen Menschen, die mit Kutschen, Planwagen, Handwägelchen, Fahrrädern oder zu Fuß, nur mit einem

<sup>7</sup> Rinser, S. 215f.

<sup>8</sup> Meyer-Krahmer, S. 111.

Rucksack, unterwegs Fliegerbeschuss, Wagenbruch und vieles mehr zu durchleiden hatten. Hatten die Menschen schon zuhause den Großteil ihrer Habe zurücklassen müssen, so zwangen sie die Umstände der Flucht häufig, sich, um besser voranzukommen, unterwegs nach und nach ihres restlichen Besitzes zu entledigen. Auch unter den Ostflüchtlingen aber waren bei aller Gleichheit des Elends und der Not die sozialen Unterschiede weiterhin noch wirksam: sei es hinsichtlich der unterschiedlichen Transportausstattung, sei es hinsichtlich der Perspektiven, im Westen bei Freunden oder Verwandten unterzukommen.

Unmittelbar nach Beendigung der Kriegshandlungen sodann kam es zunächst zur wahllosen und irregulären Ausweisung von rund einer Viertelmillion Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße, aus Ostbrandenburg, Ostpommern, Niederschlesien und Danzig. Dies vollzog sich zumeist unter unmenschlichen Bedingungen und Härten – Konsequenz und Ausdruck eines jahrelang aufgestauten Hasses und eines Rachebedürfnisses, das nun kollektiv die gesamte deutsche Bevölkerung der jeweiligen Gebiete traf. Im Anfang August 1945 abgeschlossenen Potsdamer Abkommen sodann trafen die Alliierten eine Vereinbarung zur *ordnungsgemäßen Überführung der deutschen Bevölkerung* aus Polen, der CSR und Ungarn, die zunächst allerdings ebenfalls sehr gewaltsam und verlustreich verlief, so vor allem die *Aktion Schwalbe* im Jahr 1946 mit zwei Millionen Zwangsaussiedlern, die oft keinerlei Habe mitnehmen durften

Insgesamt mehr als zehn Millionen Menschen wurden erst durch Flucht, dann durch Vertreibung mit zum Teil fast leeren Händen zur Aufgabe ihrer angestammten Heimat und ihres Besitzes und zu einer Wanderung mit zumeist ungewissem Ziel gezwungen - bis zu zwei Millionen von ihnen, also rund ein Fünftel, sollten das Ziel niemals erreichen. Für die Überlebenden der Trecks demgegenüber bewirkten der Verlust der Heimat und die dramatischen Umstände, unter denen er sich vollzogen hatte, vielfach lebenslange Traumatisierungen; die tieferen Gründe und Ursachen ihrer Entwurzelung vermochten nur die wenigsten bei der Betrachtung ihres individuellen Schicksals in Rechnung zu stellen.

Aufgrund der immensen Kriegszerstörungen in den Städten mussten die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen in ländlichen Gebieten untergebracht werden, die bis dahin oft wenig bis gar keinen Zuzug von Fremden gekannt hatten und den neuen Mitbürgern nach anfänglichem Wohlwollen schon bald massive Vorbehalte, ja unverhohlene Ablehnung entgegenbrachten. Trotz der millionenfachen Kriegsverluste bewirkte die enorme Zahl der Zuströmenden in den Besatzungszonen einen rapiden Bevölkerungszuwachs und eine ungeheure Verschärfung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme. Die Art und Weise ihrer Bewältigung stellte eine ungeheure Integrationsleistung dar.

## Der Einmarsch der Alliierten

Wer Hab und Gut hatte bewahren können, sah sich mit anderen Problemen konfrontiert: Die *Stunde Null*, hier einmal definiert als die ganz spezifische Situation beim Einzug der alliierten Truppen, geriet zu einer Stunde des Versteckens und Vergrabens, Hammer oder Spaten taten wahlweise gute Dienste. Denn Wertvolles sollte vor dem Zugriff der *Sieger*, vor Plünderung oder Zerstörung, bewahrt werden, aber auch Reminiszenzen an die vergangenen *Tausend Jahre* galt es zu beseitigen: Parteibücher, Hakenkreuzfahnen, Uniformen, Trassen, Abzeichen et cetera.

Vor allem in komfortableren Haushalten und Villen hatte man – wie etwa aus französisch besetztem Gebiet berichtet wird – mit Einquartierungen von Besatzungssoldaten zu rechnen, für die zum Teil auch zu waschen und zu kochen war (nicht ungünstig, denn dafür gab es Marken!). Die US-Truppen

demgegenüber bevorzugten ebenso wie die sowjetischen Requirierung und Ausquartierung, was hieß, die bisherigen Bewohner hatten ihr Heim zu räumen und durften nur das Allernotwendigste mitnehmen. Dieses Procedere betraf nicht nur die Familien von Tätern, sondern auch unbescholtene Bürger. Ein bei Kriegsende vor allem auf dem flachen Land zu beobachtendes Phänomen waren umherziehende Gruppen von DPs, von sogenannten *Displaced Persons*, wie die US-Amerikaner sie nannten: von in die Millionen gehenden ehemaligen Zwangsarbeitern, aber auch von befreiten KZ-Häftlingen und Überlebenden der Vernichtungslagern. Von ihnen fühlten sich manche unnötigerweise bedroht; wer den Ausgemergelten zu essen und zu trinken gab, wählte dies als großzügige Geste.

### „Wenn sich das rächt...“

Den während des Zweiten Weltkriegs von SS- und Wehrmachtseinheiten begangenen Kriegsgreueln sind nicht weniger als zwanzig Millionen Sowjetbürger zum Opfer gefallen; damit hat die Sowjetunion einen Blutzoll gezahlt, der den der *Täternation* bei Weitem übertraf. „Wenn sich das rächt, was wir den Russen antun“, hatte mein Dresdner Großvater 1943 von der Ostfront in düsterer Vorahnung Frau und Kindern nach Hause geschrieben. Die wenigsten Deutschen freilich stellten das, was ihnen oder den Ihren 1945 und in den Jahren danach im Einflussbereich der Sowjettruppen widerfuhr, in einen derartigen kausalen Zusammenhang. Mit oder ohne Vergeltungsabsichten schien *der Iwan* ein Schreckgespenst:

„Alle Unsicherheit hätte nichts für mich bedeutet im Vergleich zur Überwältigung durch die Russen, von der sich die Berliner vorher keinen Begriff machen konnten. Die Berlinerinnen sagten leichtsinnig: ‚Lieber einen Russen auf dem Bauch als eine Bombe auf dem Kopf...‘ Ich, aus dem Osten Europas stammend, wußte um deren sarmatische Mentalität, um das jähe Umschlagen der Laune, diese eigenartige russische *Seele* – in Tränen zerfließen und im nächsten Augenblick grundlos jemanden erschießen, um dann an seinem Grabe zu weinen. Ich liebte den russischen Menschen, den einfachen einfältigen, wie ihn die Dichter beschrieben haben, aber nicht den losgelassenen, der als Eroberer mit drei Monaten Plünderungserlaubnis kam, Schnaps und Waffen besaß.“<sup>9</sup> – Mit diesen Worten beschreibt Oda Schäfer die Empfindungen, die sie beim bevorstehenden Einmarsch der Sowjettruppen dazu bewogen, einer äußerst gefährlichen Flucht den Vorzug vor dem Ausharren in Berlin zu geben.

Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit von Schäfers Ansichten über die *russische Seele* zu diskutieren. Festzustellen bleibt, dass selbst sie – eine politisch denkende und zur Differenzierung fähige Frau, eine Frau auch, die sich nicht zum willfähiges Objekt der nazistischen Gräuelpropaganda vom *russischen Untermenschentum* hatte machen lassen – extreme Angst vor dem Einmarsch *der Russen* hatte. Dieses Gefühl sollte sie mit Millionen von Menschen teilen, Zigtausende machten sich angesichts der zu gewärtigenden Übergriffe und Misshandlungen kurzfristig noch nach Westen auf.

Sowohl zu diesem Exodus als auch zu den zahlreichen Selbsttötungen, die sich beim Einmarsch der Sowjettruppen ereigneten, mag die antisowjetische Propaganda der letzten Kriegsmonate (die eigentlich ja gerade im Dienst des Durchhaltens stand) noch beigetragen haben. Außer einer allgemeinen Angst war freilich oft auch eigene Verstrickung in die Untaten des NS-Regimes ein Motiv für den Freitod. Diese Angst, die vor allem Männer betraf, führte allerdings in zahlreichen Fällen dazu, dass diese gleich ihre ganze Familie mit auslöschten – auch dies zu allen Zeiten ein Frauen- und niemals ein Männerschicksal.

---

<sup>9</sup> Schäfer, S. 23f.

Wie befürchtet, kam es im Zuge des Einmarschs der Roten Armee in die damaligen ost- und mittel-deutschen Gebiete zu zahlreichen wahllosen und willkürlichen Erschießungen, zu millionenfachen Misshandlungen, Plünderung und Raub. Zwangsarbeit und allgemeine Arbeitspflicht wurden angeordnet, bei wahllosen Razzien aber auch arbeitsfähige Männer und Frauen zusammengetrieben und gen Osten verschleppt. Gemäß dem im Februar 1945 unterzeichneten Abkommen von Jalta vollzogen sich diese letztgenannten Übergriffe unter offizieller Billigung durch die westlichen Alliierten. Die Zahlen der *Reparationsverschleppten* gingen in die Hunderttausende, rund die Hälfte dieser Menschen ist niemals nach Hause zurückgekehrt.

Vergewaltigungen – einer der häufigsten Fluchtgründe bereits vorab – begegneten im sowjetisch besetzten Gebiet in den ersten Monaten nach der Besetzung vermutlich in Millionenhöhe. Häufig handelte es sich dabei um Massenvergewaltigungen, bei denen eine Frau von mehreren Männern, wenn nicht einem Dutzend und mehr, hintereinander vergewaltigt wurde und die nicht selten tödlich endeten. Von der Verzweiflungsstrategie, mit der jüngere Frauen der drohenden Tortur zu entkommen suchten, wurde gestern abend bereits berichtet: Um die Soldaten abzuschrecken, schwärzte man sich das Gesicht, verhüllte Haare und Körper, tat alles, um nicht attraktiv und weiblich zu erscheinen. „Frau, komm!“ – der so oft gehörte lapidare Befehl treibt viele Frauen noch heute, 60 Jahre später, um, und die unbeschreiblichen Todesängste und Erlebnisse, aber auch die Scham, die sich für sie daran knüpfen, haben manche der Opfer davon abgehalten, jemals wieder die Nähe eines Mannes nur zu suchen.

Neben die seelische Verletzung, die oft lebenslange Traumatisierung traten oft schlimme körperliche Folgen, Infektionen und Geschlechtskrankheiten, auch Abtreibungen, für die man günstigenfalls eine *ethische Indikation* erhielt, die sich ungünstigenfalls aber auch bei der Engelmacherin im schmutzigen Hinterzimmer zu vollziehen hatte. Vielfach trat zu dem Erlebnis als solchem die soziale Ächtung, die Stigmatisierung und das Unverständnis des eigenen Mannes.

Nicht nur in politischer und in materieller Hinsicht, sondern eben auch in dieser Hinsicht kontrastierte der *Frauenalltag* im sowjetisch besetzten Gebiet deutlich mit dem in den drei Westzonen, und hier vor allem in der US-amerikanischen Zone:

## Amiliebchen, Kriegsbräute, Besatzerkinder

Vor allem in der US-amerikanischen Zone, weniger hingegen *beim Tommy* und noch weniger *beim Franzosen* kam es in der Nachkriegszeit in großem Stile zu interkulturellen Begegnungen, wie ich das einmal allgemein nennen möchte. Das *Fraternisierungsverbot*, dem die Angehörigen der US-amerikanischen Besatzungsarmee in der Theorie unterlagen, wurde in der Praxis von einer Mehrheit der GIs übertreten. Zu den Folgen gehörte unter anderem, dass Geschlechtskrankheiten zum Massenphänomen gerieten, dem man mit groß angelegten Aufklärungskampagnen zu begegnen suchte.

Die Kontakte, welche Tausende junger Frauen in der US-Zone mit *Besatzern* eingingen, waren vielfältiger Art; sie reichten von Prostitution oder doch Semi-Prostitution über zweckfreie lose Kontakte und Freundschaften bis hin zu festen Liebesbeziehungen. Manch eine *Kriegsbraut* wurde mit nach Übersee genommen, die meisten *Amiliebchen* allerdings blieben allein zurück, und dies häufig genug in schwangerem Zustand. Als unverheiratete Mütter von *Besatzerkindern* waren sie nun nicht nur vor große ökonomische Probleme gestellt: Von der restaurativen und moralisch verlogenen deutschen Nachkriegsgesellschaft wurden sie obendrein gleich doppelt oder dreifach stigmatisiert – dreifach

nämlich dann, wenn sie sich mit einem schwarzen GI, einem *Neger*, eingelassen und ein *Mischlingskind* zur Welt gebracht hatten.

## Männermangel, Frauenberufstätigkeit, Patchwork-Familien

Sexuelle Verbindungen mit *Besatzern* mögen viele junge Frauen tatsächlich eingegangen sein, um an Lebensmittel, Zigaretten, Feinstrumpfhosen oder Tauschware heranzukommen. Ein viel simplerer Aspekt darf aber nicht außer Acht gelassen werden: der durch die millionenfachen Kriegsverluste bedingte Männermangel, von dem in Deutschland nun genau jene Generation in eklatantem Maße betroffen war, der auch die GIs angehörten. In allen vier Besatzungszonen einschließlich Berlins standen unmittelbar nach Kriegsende einer Zahl von 36,6 Millionen Frauen nur 29,3 Millionen Männer gegenüber; damit kamen auf 100 Männer 125 Frauen. In den dezimierten heiratsfähigen Kriegsjahrgängen der Zwanzig- bis Dreißigjährigen fiel das Verhältnis freilich noch wesentlich ungünstiger aus: Hier kamen 1946 auf 100 Männer mehr als 160 Frauen. Konkret bedeutete dies: Vier Millionen Frauen standen in den Nachkriegsjahren allein, zweieinhalb Millionen davon waren Kriegerwitwen mit Kindern.

Die Rolle der Familienernährerin hatten Frauen freilich nicht erst bei Kriegsende einnehmen müssen: Bereits in den ersten Kriegsjahren ja waren Familienväter gefallen. Von der 85-prozentigen Witwenrente hatten viele Frauen ihre Familie nicht ernähren können, sie waren insofern also zur Aufnahme einer Erwerbsarbeit gezwungen gewesen. Manche Frauen freilich, auch dies sei nicht vergessen, waren vom Nazi-Regime noch viel früher in die Ernährerrolle gedrängt worden. Beispielhaft genannt – zumal auf sie nachher nochmals zurückzukommen sein wird – sei die Juristin Elisabeth Selbert, die als zweifache Mutter verspätet studiert und 1930 mit Mitte dreißig ihr Examen abgelegt hatte. Weil ihr Mann, ein sozialdemokratischer Kommunalpolitiker, 1933 mit einem Mal arbeitslos dastand und, als exponierter Regime-Gegner flächendeckend von der Gestapo bewacht, keinerlei Aussicht darauf hatte, eine Anwaltslizenz zu erlangen, um sich und die Seinen so über die Runden zu bringen, musste die Ehefrau nun möglichst rasch die Anwaltsprüfung absolvieren. Seit der Eröffnung ihrer Kanzlei im Jahr 1934 fungierte sie als Alleinernährerin ihrer Familie, ihr Mann wirkte anfangs allerdings als ihr Bürovorsteher. Andere Fälle wie etwa der des Ehepaars Heuss-Knapp waren ähnlich gelagert.

Für die ihrer nach Kriegsende harrenden Aufgaben war ein großer Teil der deutschen Frauen bereits vor und während des Krieges durch die Politik des Regimes unbeabsichtigt vorbereitet worden: Viele der jüngeren Stadtfrauen nämlich, vor allem die der Jahrgänge 1921 bis 1924, hatten handwerkliche Fertigkeiten bereits beim *Bund Deutscher Mädel*, im *Pflichtjahr*, im *Landjahr* oder im halbjährigen *Reichsarbeitsdienst* eingeübt, der zunächst freiwillig, ab Kriegsbeginn 1939 dann obligatorisch war. Ihm schloss sich seit dem Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 ein halbjähriger *Kriegshilfsdienst* in Fabriken, im Verkehrs-, Gesundheits- oder Sozialwesen an. Auf diese Weise hatte viele junge Frauen zum Teil bereits ein unbequemes Leben in Lagern und harte körperliche Arbeit kennen gelernt.<sup>10</sup> Kamen in diesen diversen Dienstverpflichtungen zwar Angehörige unterschiedlicher sozialer Schichten zusammen, so spiegelten sich in ihnen dennoch die sozialen Unterschiede wider: Unterschichtfrauen nämlich konnten sich der Arbeitsverpflichtung am wenigsten entziehen, zum Teil auch brauchten sich einfach das Geld.

<sup>10</sup> Vgl. Margarete Dörr: „*Wer die Zeit nicht miterlebt hat...*“. *Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach*. Bd. 2: Kriegsaltag. Frankfurt/New York 1998, hier v.a. S. 80ff.

Die viel zitierte Trümmerfrau ist im Laufe der Zeit zur trotzig-fröhlichen Ikone einer aufbauwilligen Nachkriegsgesellschaft stilisiert worden. Geflissentlich unterschlagen wurde dabei, dass es sich bei der Trümmerfrau keineswegs um ein reines Nachkriegsphänomen handelte, sondern dass ihre Arbeitskraft natürlich schon im Krieg benötigt wurde. Auch war es nicht nur Aufbauwillen, der die Trümmerfrauen antrieb: Mangels Freiwilliger zogen die Alliierten nach Kriegsende zunächst politisch Belastete und deren Familien zu Aufräumarbeiten heran. Als dies nicht ausreichte, wurde eine Pflichtarbeit für die Gesamtbevölkerung eingeführt. Nur der kleinere Teil der Trümmerfrauen meldete sich freiwillig, und dies in der Regel, weil Schwerarbeiterinnen höhere Lebensmittelrationen erhielten. Natürlich also haben, wie gerne immer wieder hervorgehoben wird, die Trümmerfrauen das Land wieder mit aufgebaut. Ihre Motive freilich waren anders gelagert, als die nationale Mythenbildung glauben machen möchte – und die, die ihre Arbeit planten und koordinierten, waren Männer. So viel also zunächst zu dieser spezifischen Ausprägung kriegsbedingter Frauenarbeit.

Auch zu allen anderen Formen von Schwerarbeit waren Frauen vor allem deswegen bereit, weil sie auf diese Weise dringend benötigte höhere Lebensmittelzuteilungen erlangten. In der Sowjetisch Besetzten Zone wurde der Druck zur Aufnahme auch einer solchen Tätigkeit für viele Frauen dadurch verschärft, dass die Bankkonten gesperrt und größere Vermögen enteignet wurden. Immerhin: In Berlin arbeiteten nach 1945 70.000 Frauen in ausgesprochenen Männerberufen, davon 12.000 im Baugewerbe. In Thüringen legten 1946 immerhin 1.500 Frauen die Meisterprüfung in Handwerksberufen ab<sup>11</sup> – viele von ihnen aus dem Zwang heraus, die Familie zu ernähren, in Abwesenheit des Mannes den familieneigenen Betrieb weiterzuführen oder aber einen neuen eigenen kleinen Betrieb anzumelden, wobei im letztgenannten Fall „weibliche“ Handwerke wie das der selbständigen Friseurin oder der Schneiderin dominierten. Unternehmensneugründungen von Frauen, die sich zu größeren Wirtschaftseinheiten auswachsen sollten, blieben eine rare Ausnahme. Eine davon ist der von der Kriegerwitwe Beate Uhse mit bescheidensten Mitteln begonnene Versand erst von Verhütungsbroschüren und sodann auch von Kondomen. Kaum eine Frau wollte angesichts des Nachkriegselends schwanger werden, so dass Uhse Produkte damals einen existenziellen Bedarf befriedigten. Erst später dann sollte ihr Versand die heute sattsam bekannte Richtung nehmen.

Gebaren Arbeitsdienst, Kriegsdienstverpflichtung, Berufstätigkeit und die *Ernährerrolle*, in der sich so viele Frauen bei Kriegsende und in der Nachkriegszeit gezwungenermaßen wiederfanden, einen Emanzipationseffekt? Teils, teils – die meisten Frauen jedenfalls waren nach mühsamen und aufreibenden Jahren froh, bei der Rückkehr des Mannes oder in einer neuen Beziehung, so irgend möglich, rasch wieder in die Rolle der Hausfrau oder allenfalls der *Hinzuverdienerin* schlüpfen zu können. Um ihrer Witwenrente nicht verlustig zu gehen, gingen viele Frauen, deren Männer *im Krieg geblieben* waren, auch ein so genanntes *Bratkartoffelverhältnis* mit einem neuen Mann ein, wie man die damalige Form der wilden Ehe und der Patchwork-Familie nannte. Aber auch wenn der Ehemann noch vermisst oder im Lager war, war das *Bratkartoffelverhältnis* eine übliche Form des Zusammenlebens. Wer mit oder ohne Trauschein trotz Männermangels einen neuen Partner und einen Ersatzvater für seine Kinder fand, konnte in den Augen auch der Geschlechtsgenossinnen heilfroh sein – in jedem Fall besser, als allein zu sein, so dachte die Mehrzahl der Frauen.

Ein Drittel der in den Dreißiger und Vierziger Jahren Geborenen hatte keinen Vater mehr. Im Grunde aber ja war diese ganze Generation bereits mehr oder weniger vaterlos aufgewachsen, denn die überwältigende Mehrheit hatte ihre Väter über Jahre hinweg so gut wie nicht gesehen: Erst waren sie

---

<sup>11</sup> Vgl. Deutschland-Jahrbuch 1949. Essen 1949, S. 272.

an der Front und dann, so sie noch lebten, oft in jahrelanger Kriegsgefangenschaft. Kamen sie zurück, dann waren sie häufig schwer traumatisiert und körperlich versehrt, gebrochen. Sie mussten sich ebenso in eine völlig neue Lebenssituation einfinden wie ihre Kinder und die Frauen, die während des Krieges und danach die Rolle des Familienoberhaupts und –ernährers hatten übernehmen müssen. Große innerfamiliäre Konflikte waren die Folge, abzulesen an den rapide ansteigenden Scheidungsraten der allerletzten Kriegs- und der unmittelbaren Nachkriegsjahre.

Den Beziehungskonflikten lag freilich nicht nur, wie gerne angeführt wird, ein gestiegenes emanzipatorisches Bewusstsein der Frauen zu Grunde, die sich dem patriarchalischen Führungsanspruch der Männer nun nicht mehr beugen wollten. Auch durch jahrelange Trennung bedingte Entfremdung sowie eine durch Kriegserfahrung, Wohnungsnot und räumliche Enge beförderte gesteigerte Aggressionsbereitschaft spielten eine große Rolle, desgleichen aber auch die Tatsache, dass viele Kriegsehen schneller und leichtfertiger geschlossen worden waren als weiland üblich.

Der Soziologe Helmut Schelsky hat bereits ein knappes Jahrzehnt nach dem Krieg auf die ambivalente Entwicklung hingewiesen, welcher die herkömmliche patriarchalische Familienstruktur durch die Kriegs- und Nachkriegssituation unterworfen worden war: Einerseits, so Schelsky, wurde in einer zusammengebrochenen Ordnung die Familie als Stabilitätsrest wahrgenommen und angesichts äußerer Bedrohungen zum Ziel der sozialen und individuellen Bedürfnisse und Verhaltensweisen gemacht. Dem standen andererseits bedeutende destabilisierende Faktoren gegenüber: die genannten hohen Scheidungsziffern, aber auch die innere Entfremdung zahlreicher Jugendlicher von ihren Familien, welche der Sozialwissenschaftler ausgemacht hatte. Als Gründe führte er den bereits durch die NS-Erziehung angelegten generellen Schwund der elterlichen Autorität sowie die kriegsbedingte Verschiebung der Autorität auf die Mutter an, die bei der Heimkehr des Mannes nicht unbedingt wieder auf diesen übergegangen sei. Auch die extreme Überbeanspruchung der Mütter war aus seiner Sicht ein wesentlicher Faktor.<sup>12</sup>

Wie aber auch, so wäre im Anschluss an Schelskys Befund provokant zu fragen, konnte eine Frau sich innerfamiliären Respekt verschaffen, wenn in einer ausgesprochenen Arbeitsgesellschaft ihre Berufstätigkeit politisch-gesellschaftlich ungebrochen zum Störfall erklärt war und blieb? In der Bundesrepublik nämlich standen die erwerbstätigen Frauen allen ökonomischen Notwendigkeiten zum Trotz schon bald wieder am Pranger: Es wurde gegen *Doppelverdiener* polemisiert, nach der sogenannten *Zölibatsklausel* mussten Beamtinnen im vermeintlichen Interesse des grundgesetzlich garantierten *Schutzes von Ehe und Familie* bei der Heirat ihren Beruf aufgeben, und für gleiche Arbeit erhielten Frauen in sogenannten *Frauenlohngruppen* bzw. später: *Leichtlohngruppen* weniger Geld als ihre männlichen Kollegen. Bis Ende der Fünfziger Jahre auch konnte ein Mann jederzeit eigenmächtig den Arbeitsvertrag seiner Frau aufkündigen, wenn sie ihm am heimischen Herd mit einem Mal unabkömmlich erschien.

## Frauen und Politik

Dass derlei Zustände sich über Jahre und Jahrzehnte hartnäckig halten konnten, hatte freilich damit zu tun, dass trotz des in der Nachkriegszeit häufig zitierten *Frauenüberschusses* die Politik ungebrochen ein männliches Geschäft war und blieb.

---

<sup>12</sup> Vgl. Helmut Schelsky: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Darstellung und Deutung einer empirisch-soziologischen Tatbestandsaufnahme. Dortmund <sup>2</sup>1954, passim.

Politisch im klassischen Sinne freilich waren die wenigsten Frauen. Die 14 wechselvollen Jahre der Weimarer Republik hatten nicht ausgereicht, aus ihnen mündige Wählerinnen zu machen, das ihnen im Herbst 1918 kraft Beschluss eines sechsköpfigen Männergremiums verordnete Wahlrecht hatte sich auch nach anderthalb Jahrzehnten noch am Selbstbild vieler Frauen eklatant gerieben. Dass Frauen gegen Ende der Weimarer Republik in noch höherem Maße als Männer für die Parteien des ultrarechten Lagers – und damit ausgerechnet für jene, die sie zu bloßen Gebärmaschinen degradieren wollten – votierten, mochte im Nachhinein all jene warnenden Stimmen aus den Reihen der „bürgerlichen“ Frauenbewegung bestätigen, die 1918 geltend gemacht hatten, der weibliche Teil der Bevölkerung sei noch nicht reif für das vollständige Wahlrecht. Der weitaus größte Teil der – durchaus noch selten – Politikerinnen der Weimarer Zeit war in Auftreten, Lebensführung und vor allem in seiner politischen Arbeit durchaus dem traditionellen Frauenbild verhaftet geblieben, hatte sich auf die Linderung des nach dem Ersten Weltkrieg grassierenden Nachkriegselends, auf Fürsorge und praktische Sozialpolitik beschränkt.

Auf grausame Art unpolitisch waren die Aktivistinnen der *NS-Frauenschaft*, des *Bunds Deutscher Mädel* und all jene Frauen, die Adolf Hitler bei den Reichsparteitagen der NSDAP und anderen Massenauftritten frenetisch als eine Art frühen Popstar feierten. Wieder ein, wie mir scheint, recht anschauliches Beispiel aus der eigenen Familie: Unter dem Einfluss ihres Vaters war eine meiner Großtanten, Jahrgang 1911, bereits vor 1933, also noch als ganz junge Frau, Mitglied in der NSDAP geworden und sehr aktiv in der NS-Frauenschaft. Als begeisterte Teilnehmerin an mehreren Reichsparteitagen war sie auch bei Kriegsende noch ungebrochen von der Nazi-Ideologie befallen – ein Zustand, in dem sie im Übrigen bis zu ihrem hoch betagten Lebensende verharren sollte. Ausgerechnet diese Frau aber hat, als sich ein einziges Mal in ihrem Leben die unmittelbare Gelegenheit dazu ergeben sollte, mutig und spontan den Opfern des von ihr selbst mit zur Blüte gebrachten Regimes tätige Hilfe zu leisten gesucht und sich damit in Lebensgefahr gebracht: Als sich Anfang 1945 ein schwer bewachter Zug zerlumpter und bereits nahezu verhungertes Häftlinge auf dem berüchtigten *Todesmarsch* der sächsischen Kleinstadt näherte, in der die Großtante zusammen mit zwei ihrer Schwestern das *erste Haus am Platze* bewirtschaftete, war ausgerechnet sie es, die mit dem steten Ausruf „Die armen Menschen! Die armen, armen Menschen!“ umgehend in die Hotelküche eilte, das gesamte Personal sowie alle irgend verfügbaren Speisen und Getränke mobilisierte, um dem bald darauf den Marktplatz des Städtchens und das Gebäude passierenden Elendstross aus den Fenstern heraus Essen und Getränke zu reichen – ein Unterfangen, dem die deutschen Bewacher mit zahllosen Schüssen ein jähes Ende setzten.

Selbst durch den Anblick dieser extrem gequälten Menschen ist die Großtante nicht politisch geläutert worden, und die Episode sei hier auch nicht berichtet, um ihr nazistisches Treiben in irgendeiner Weise zu relativieren. Vielmehr dokumentiert sich in diesem Spannungsverhältnis von ausgeprägter Nazi-Affinität auf der einen und einer ebenso ausgeprägten Fähigkeit zum Mitleiden und zur tätigen Hilfe auf der anderen Seite, wie erschreckend unpolitisch diese Frau und mit ihr viele Nazi-Frauen im Grunde waren.

Sein Pendant fand der unerwartete, spontane und im wahrsten Sinne „unpolitische“ Einsatz der Nazi-Aktivistin in den zahlreichen Ausprägungen weiblicher *Volksopposition*, die auch und gerade gegen Ende des Nazi-Regimes begegneten: Im unmittelbar nach der *Machtergreifung* und eigentlich ja schon lange davor einsetzenden Widerstand der Arbeiterparteien waren Frauen nicht in signifikant höherem oder geringerem Maße vertreten, als sie es in den jeweiligen Gruppierungen auch bereits zu Zeiten der Weimarer Republik gewesen waren. Die viel zitierten *Männer des 20. Juli* (zu deren reichlich verspätetem Widerstand vieles zu sagen wäre, das ich mir an dieser Stelle verkneife) waren allenfalls von weiblichen Mitwisserinnen und Unterstützerinnen umgeben – die freilich, wie wir sahen, dann dennoch die



volle Härte der *Sippenhaft* traf. Weitaus eher als im organisierten Widerstand artikulierten sich Resistenz und Ablehnung des Regimes sowie wachsende Kriegsmüdigkeit von Frauen in all jenen Bereichen, die von der Forschung als *Volksopposition* zusammengefasst werden: in mehr oder weniger bedachten regimekritischen Äußerungen, im Abhören von Feindsendern und anderen „Delikten“, die als *Defätismus* oder *Wehrkraftzersetzung* in zunehmendem Maße drakonisch bestraft wurden.

Bei den erst in neuerer Zeit in den Blickpunkt kollektiven Interesses gerückten *Frauen von der Rosenstraße* bot das individuelle Schicksal und Erleben – hier die Verhaftung und drohende Deportation des eigenen Mannes – den konkreten Anlass zum mutigen, weil lebensgefährlichen Aufbegehren, ähnlich auch bei all jenen Frauen, die im Frühjahr 1945 im Stuttgarter Raum gegen die Zerstörung der Infrastruktur durch die sich zurückziehenden deutschen Truppen protestierten. All dies war kein Widerstand im engeren Sinne – denn dafür fehlte das politische Ziel –, sondern ein Sich-Verweigern, ein Sich-Auflehnen gegen konkrete Maßnahmen – und damit, wenn auch unbeabsichtigt, doch wieder eminent politisch.

Nach Kriegsende sollte sich dieser unpolitisch politische Charakter öffentlichen weiblichen Handelns fortsetzen. Im klassischen Sinne blieb der überwiegende Teil der Frauen auch jetzt politikabstinent – und das, obwohl man sie in besonderem Maße zu aktivieren suchte. Denn die Frauen, vor allem die Mütter, wurden vor allem von den US-Amerikanern als wichtige Vermittlerinnen der *Reeducation* betrachtet. Außerdem wurde ihnen allein schon wegen ihrer Überzahl ein entscheidender Einfluss bei der politischen Meinungsbildung zuerkannt. In der US-Militärregierung gab es deshalb bereits ab 1945 Frauenbeauftragte, ab 1948 gar eine gesonderte Frauenabteilung, deren Aufgabe darin bestand, Kontakte zwischen deutschen und internationalen Frauenorganisationen herzustellen, Informationsschriften für Frauenfragen herauszugeben sowie ausgesuchten Frauenorganisationen finanzielle Unterstützung zu gewähren mit dem Ziel, den weiblichen Teil der Bevölkerung verstärktem politischen Interesse und Engagement zu ermutigen.

Zur Mitgliedschaft in einer der wieder entstehenden Parteien konnte sich indes nur rund ein Prozent der Frauen durchringen – größtenteils jene älteren, die bereits vor 1933 politisch aktiv gewesen waren. Stellvertretend sei die ehemalige Reichstagsabgeordnete Louise Schröder (SPD) genannt, die als Amtierende Oberbürgermeisterin von Gesamt-Berlin in den Jahren 1947/48 zugleich als erstes weibliches Oberhaupt einer deutschen Großstadt in die Annalen eingehen sollte. Junge Frauen demgegenüber fanden nur selten den Weg in die Reihen der Parteien. Maßgeblich geprägt in der Zeit der Nazi-Diktatur, fühlten sie sich – ähnlich wie viele männliche Altersgenossen – vom NS-Regime verführt und wollten mit Politik nie wieder etwas zu tun haben. Freilich stand oft schon die extreme Mehrfachbelastung der jüngeren Frauen einem vertieften politischen Interesse oder gar politischer Betätigung entgegen. Diejenigen, die sich politisch engagierten, taten dies abermals – wie vor 1933 – nahezu ausschließlich auf den Feldern der Überlebenssicherung, der Fürsorge und Sozialpolitik: in den Parlamenten ebenso wie in den allort gebildeten überparteilichen Antifa-Ausschüssen, wo sie für die Einrichtung von Wärme- und Nähstuben und Ähnlichem verantwortlich zeichneten. Eine frauentypische *caritas*-Mentalität war häufig das Motiv, oft aber auch der Impuls, die männlich dominierte Politik durch weiblich-, „mütterliche“ Züge zu ergänzen. Als weibliche oder gar als feministische Alternative

zu einer durch die jüngsten Geschehnisse diskreditierten „männlichen“ Politik definierten sich die allerwenigsten Nachkriegspolitikerinnen.<sup>13</sup>

Dies gilt übrigens auch für eine jener wenigen Frauen, die in der Nachkriegszeit über den Tellerrand tradierter weiblicher Politikfelder hinauszuschauen vermochten: Selbst Elisabeth Selbert nämlich grenzte sich dezidiert von den *Frauenrechtlerinnen* ab – womit die Sozialdemokratin all jene Frauen vorzugsweise aus „bürgerlichem“ Milieu meinte, die Geschlechterfragen losgelöst von sozialen Fragen betrachten wollten. Aber auch wenn sie keine *Frauenrechtlerin* sein wollte, hat Selbert dennoch für die Frauenrechte faktisch mehr getan als jeder und jede andere Mensch sonst in Deutschland. Unter den vier Müttern des Grundgesetzes war sie die Einzige, die ein genaues Bewusstsein dafür entwickelt hatte, dass juristische Fragen Strukturfragen und damit letztlich auch Machtfragen sind. Davon, dass Frauen nicht nur, wie in der Weimarer Reichsverfassung, als Staatsbürgerinnen, sondern in allen Rechtsbereichen gleichzustellen seien, hat Selbert freilich selbst ihre drei Geschlechtsgenossinnen im Parlamentarischen Rat, Frieda Nadig (SPD), Helene Weber (CDU) und Helene Wessel (Zentrum), erst mühsam überzeugen müssen, bevor sie mit ihnen gemeinsam – durchaus auch gegen hartnäckige Widerstände aus den eigenen politischen Reihen – schließlich den Gleichheitsgrundsatz in Art. 3 Abs. 2 GG in seiner noch heute gültigen Form durchfocht: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Um die Parlamentarier von der für sie so selbstverständlichen Tatsache zu überzeugen, „daß man heute weitergehen muß als in Weimar und dass man den Frauen die Gleichberechtigung auf allen Gebieten geben muß“, brachte auch sie das Trümmerfrau-Motiv in Anschlag: „Die Frau, die während der Kriegsjahre auf den Trümmern gestanden hat [...], hat heute einen moralischen Anspruch darauf, so wie der Mann bewertet zu werden“, so Selbert vor dem Parlamentarischen Rat.<sup>14</sup> Nicht durchsetzen hingegen konnte sie die rechtliche Gleichstellung nichtehelicher Kinder, deren Zahl während des Krieges und danach nun sprunghaft angewachsen war.

In Idee und Ausführung war die Etablierung des Gleichheitsgrundsatzes allein Selberts Werk. Die Sozialdemokratin hätte ihr Ziel allerdings vermutlich nicht ohne die massive außerparlamentarische Unterstützung aus den Reihen der zahlreichen überparteilichen bzw. parteiunabhängigen Frauenverbände erreicht, die sich unmittelbar nach Kriegsende in ganz Deutschland – vor allem in den größeren Städten – gegründet hatten. Rita Polm hat ganze 5.000 solcher Frauenausschüsse gezählt.<sup>15</sup> Den Parteien freilich waren diese Zusammenschlüsse äußerst suspekt, und als getreue Parteisolddatin trug auch Selbert den von der SPD gefassten Unvereinbarkeitsbeschluss gegenüber den Frauenverbänden mit.

Angesichts der zunächst so zahlreichen neuartigen Verbandsaktivitäten von Frauen hatte der Schriftsteller Walther von Hollander 1946 die Hoffnung gehegt, die sich durch den Krieg für so viele Frauen ergebenden Folgen, so schmerzhaft sie auch sein mögen, seien vielleicht ja „der erste Ansatz zu einer wirklichen Selbständigkeit der Frau, der Beweis, dass die Frau auch ohne den Mann ein in sich geschlossenes Wesen ist, genauso wie ein Mann auch ohne Frau ein in sich geschlossenes Dasein führen kann“.<sup>16</sup> Doch weder das Alleinsein noch die erzwungene ökonomische Selbständigkeit noch auch die völlige rechtliche Gleichstellung der Frauen im Grundgesetz haben zu einem derartigen Effekt ge-

<sup>13</sup> Vgl. näher Elisabeth Fleschhut: „*Ich als Frau und Abgeordnete...!*“ *Untersuchung der politischen Karriere, der parlamentarischen Arbeit und des politischen Selbstverständnisses der weiblichen Abgeordneten im Bayerischen Landtag der Nachkriegszeit (1946-1958)* [Beiträge zum Parlamentarismus, Bd.11]. München 1997, S. 45ff., sich beziehend auf Untersuchungen von Birgit Meyer, Margot Schmidt etc.

<sup>14</sup> Zit. nach Annette Kuhn: *Das politische Vermächtnis der Elisabeth Selbert*. In: *Glücksfall*, S. 198-207, hier S. 199f.

<sup>15</sup> Vgl. Rita Polm: „... neben dem Mann die andere Hälfte einer ganzen zu sein“!? *Frauen in der Nachkriegszeit*. Münster 1990.

<sup>16</sup> Walther von Hollander in *Nordwestdeutsche Hefte* 1946, Heft 2, S. 21ff., zit. nach Kleßmann, S. 367-369, hier S. 369.

führt – abzulesen auch und gerade an der Art und Weise, wie im westlichen Teil Deutschlands der Verfassungsauftrag aus Art. 3 Abs. 2 realisiert bzw. eben nicht realisiert, sondern verschleppt wurde:

Die Umsetzung der verfassungsmäßig garantierten Gleichberechtigung in praktisches Recht nämlich, für die die Väter und Mütter des Grundgesetzes eine Frist von genau einer Legislaturperiode eingeräumt hatten, sollte bekanntermaßen zum Teil noch Jahrzehnte auf sich warten lassen. Erst 1958 wurde § 1354 BGB gestrichen, wonach der Ehemann das alleinige Entscheidungsrecht in allen das Eheleben betreffenden Angelegenheiten hatte und beispielsweise eigenmächtig den Arbeitsplatz der Frau kündigen konnte. 1959 dann endlich wurde auch § 1634 BGB eliminiert, wonach dem Vater in strittigen Erziehungsfragen der Vorrang eingeräumt worden war. 1977 schließlich sollte dann auch ein verfassungskonformes Scheidungsrecht Einzug halten. Im Namensrecht hingegen wurden die Relikte juristisch legitimierter männlicher Vorherrschaft noch bis in die Neunziger Jahre mitgeschleift.

All dies war freilich kein Wunder angesichts einer politischen Klasse, die sich zumindest in den entscheidenden Positionen jahrzehntelang weitgehend frauenfrei halten konnte. Erst 1961 etwa sollte mit Elisabeth Schwarzhaupt (CDU) die erste weibliche Ministerin in ein Bundeskabinett Einzug halten. Sie tat dies im vollen Bewusstsein, für die männlichen Kollegen nicht mehr als eine Alibi-Frau zu sein. Das Ressort, welches man ihr zugestand – Gesundheit –, war, um nicht etwa über Gebühr in *Männerdomänen* eingreifen zu müssen, extra zu diesem Behufe begründet worden.

Rechtliche Ungleichheit und politische Schiefelage der Geschlechter fanden ihre Entsprechung in Art, Umfang und gesellschaftlicher Akzeptanz weiblicher Erwerbsarbeit. Wenn Westdeutschland in den Fünfziger Jahren in großem Stile *Gastarbeiter* ins Land holte statt, wie etwa Frankreich, zunächst und zuvörderst die weiblichen *Arbeitskraftreserven* zu mobilisieren, so war dies eine Entscheidung, die sich nur vor dem Hintergrund jenes massiven ideologischen *roll-backs* erklärt, in den sich Deutschland durch zwölfjährige nazistische Totalindoktrination und durch die 1933 vollzogene Austreibung der Moderne hatte treiben lassen und welche nach 1945 ungebrochen wirksam geblieben war.

Man mache sich freilich keine Illusionen: Auch in der SBZ und dann in der DDR waren die Verhältnisse nur vordergründig anders. Zwar durften, konnten, ja sollten Frauen dort Baggerführerin oder Schweißerin werden und, sofern sie nicht aus „bürgerlichen“ Familien stammten, sogar Chemikerin oder Ingenieurin. Die Tatsache, dass die DDR ihren Arbeitskräftemangel anders als die Bundesrepublik nicht mit ausländischen *Gastarbeitern* zu befriedigen suchte, lag zugegebenermaßen nicht allein an äußeren Notwendigkeiten, sondern zumindest ein Stück weit auch daran, dass im real existierenden Kommunismus die alte sozialistische Gleichheitsidee in der Tat in stärkerem Maße fortlebte als in der Adenauer-Republik. Indes: Der monatliche *Haushalts(nachmit)tag* für Frauen wurde und wird von seinen Adressatinnen und Nutznießerinnen zum Teil bis heute noch ungebrochen als Ausweis frauenfreundlicher Politik hochgehalten, ohne sich die Frage zu stellen, warum es keinen Haushaltstag für Männer gab. Dies trifft sich mit Statistiken, denen gemäß Ost-Männer trotz höherer Berufstätigkeit der Frauen noch weniger im Haushalt „mithalfen“ bzw. ungebrochen weniger „mithelfen“ als West-Männer. Der *Haushaltstag* ist in diesem Lichte eben gerade nicht als emanzipatorische Errungenschaft, sondern als stabilisierender Faktor patriarchalischer Herrschaft zu sehen.

## Die Mythen von *Trümmerfrau* und *Ami-Hure* im Dienste unterlassener Aufarbeitung

*Nur Trümmerfrauen und Amiliebchen?* – so die Frage, mit der Claudia Weinschenk uns heute Abend befassen wird. In der Tat: Die viel zitierten *Trümmerfrauen* sind zum Synonym weiblicher Befindlichkeit

in der Nachkriegszeit, zum Symbol des deutschen Wiederaufbaus und zum maßgeblichen Bestandteil des bundesdeutschen Gründungsmythos geworden. Dies, obwohl sie – wie dargestellt – doch nur einen ganz spezifischen Ausschnitt weiblichen Lebensalltags nach 1945 repräsentieren. Die US-amerikanische Historikerin Elizabeth Heineman hat als Erste darauf hingewiesen, dass die *Trümmerfrau* als eine „Frau ohne Vergangenheit“ die Frage nach schuldhafter Verstrickung der Deutschen vermeiden half. Statt auf den – höchst unvollkommenen – geistigen Neuanfang und Wiederaufbau wurde durch sie das Augenmerk ganz auf den – gelungenen – materiellen Wiederaufbau gelenkt.

Das Negativpendant zur Trümmerfrau, so hat Heineman dargelegt, war das *Amiliebchen* als das Symbol vermeintlichen sexuellen wie kulturellen moralischen Verfalls nach dem Ende der Nazi-Herrschaft. Indem dieses Negativbild in Szene gesetzt und gepflegt wurde, begab man sich zugleich der Notwendigkeit, sich mit der ganz anders gearteten Qualität und Virulenz moralischen Verfalls während der Nazi-Herrschaft auseinanderzusetzen.<sup>17</sup> Die Stigmatisierung weiblicher „Käuflichkeit“ verschleierte zugleich, dass bereits während des Krieges die Promiskuität beider Geschlechter rapide zugenommen hatte, und wurde natürlich auch niemals in Bezug gesetzt zu den rund 500 Wehrmachtsbordellen, in denen Frauen den Soldaten – anders als später – nicht gerade aus freien Stücken zu Diensten gewesen waren.

Neben dieser Ablenkungs- und Exkulpierungsfunktion, die die *Amiliebchen* bewusst oder unbewusst zu erfüllen hatten, stand freilich auch eine handfeste verletzte Eitelkeit des in mehrfacher Hinsicht geschlagenen und versehrten deutschen Mannes, die sich vielfach in nationalistisch-rassistischem Resentiment Bahn brach: Im deutschen Bürgertum war und ist die *gute Partie* zum Teil bis auf den heutigen Tag ganz und gäbe. In der Mangelgesellschaft der Nachkriegszeit nun erwies sich der Besatzungssoldat zumindest temporär als *gute Partie*. Insofern also, so Heineman, hielten sich die Amiliebchen nur an die althergebrachte „Tradition, solche Männer auszuwählen, die ihnen Sicherheit bieten konnten“.<sup>18</sup> Indem ihnen unter Verweis auf die *Kulturlosigkeit* der US-amerikanischen *Besatzer* die Wertigkeit ihrer Wahl gleichwohl abgesprochen wurde, fand die im NS-Regime übliche Stigmatisierung der *Ausländerbure* ihre aktualisierte Fortsetzung, und wenn der *Besatzer* gar ein *Neger* war, so war auch der NS-affine Gedanke an *Rassenschande* oft nicht weit.

Wie in einem Brennglas bündeln sich so im Positivklichee von der *Trümmerfrau* und im Negativklichee vom *Amiliebchen* der restaurative Charakter der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und die kollektive Amnesie, der sich diese zum Trauern so unfähige Gesellschaft<sup>19</sup> hingab – eine Gesellschaft, in der die *Wiedergutmachung* weiter Opfergruppen systematisch über Jahrzehnte verschleppt, in dem gleichzeitig viele Nazi-Mörder unbehelligt bleiben und exponierte Schreibtischtäter ohne jede Scham in Spitzenpositionen berufen werden konnten: beispielsweise jener notorische Antisemit, der vom ersten Nachkriegskanzler ungerührt und ohne Scheu mit dem Aufbau der politischen Bildungsarbeit für die junge und innerlich fragile Republik betraut wurde! Dass just dieser Kanzler jüngst zum größten Deutschen aller Zeiten gekürt wurde, zeigt uns, wie es um die politische Bildung in diesem Land bestellt ist. Die viel zitierte *Stunde Null*, sie fand so nicht statt, und auch und gerade für die Frauen als die doppelt und dreifach Belasteten jener schwierigen Jahre hat sie keine grundlegende gesellschaftliche Zäsur und keinen Aufbruch erbracht. Nach Kriegsende sollte es vielmehr noch eine ganze Gene-

<sup>17</sup> Vgl. Elizabeth Heineman: *Die Stunde der Frauen. Erinnerungen an Deutschlands „Krisenjahre“ und westdeutsche nationale Identität*. In: Klaus Naumann (Hg.): *Nachkrieg in Deutschland*. Hamburg 2001, S. 149-177.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 165.

<sup>19</sup> Vgl. Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München 1967 (Erstauf. 1967).

ration dauern, bis sich eine nennenswerte Zahl von Frauen auf den Weg machte – am Ziel angekommen sind auch die Enkelinnen und Urenkelinnen der Kriegsgeneration noch lange nicht.